

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 20 (1978)

Artikel: Erinnerungen an die Olympischen Winterspiele 1928 und 1948 in St. Moritz
Autor: Kasper, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-972301>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erinnerungen an die Olympischen Winterspiele 1928 und 1948 in St. Moritz

von Peter Kasper

Der Beginn

Die Begeisterung der St. Moritzer war groß, als am 27. Mai 1925 bekannt wurde, daß das Internationale Olympische Komitee (IOC) an seiner Tagung in Prag St. Moritz mit der Austragung der Olympischen Winterspiele 1928 beauftragt hatte. Man glaubte, die ganze Welt würde kommen, ein Geschäft nie geahnten Ausmaßes würde erblühen, die ersten Olympischen Winterspiele würden den Namen von St. Moritz in alle Welt hinaustragen. Zwar bildeten die Olympischen Spiele zu jenen Zeiten noch lang nicht jenes Weltereignis, das sie heute bedeuten. Genau genommen waren es zwar gar nicht die ersten Olympischen Winterspiele, die zwischen dem 11. und 19. Februar 1928 in St. Moritz durchgeführt worden sind, denn 1924 wurde in Chamonix (F) ein erster Versuch unternommen, ob so etwas überhaupt möglich sei. Da es sich in Chamonix um sogenannte «Trials» (Versuche) handelte, darf mit Fug und Recht gesagt werden, daß «es» in St. Moritz begann. Am 27. Mai 1925 an der Tagung in Prag wurde nämlich vergessen, die Veranstaltung von Chamonix als offizielle Olympische Winterspiele zu bestätigen. Es heißt, der Protokollführer habe nicht daran gedacht. In Chamonix waren auch lange nicht alle mit dabei. Denn nur 12 Nationen beteiligten sich. Diesmal aber nach St. Moritz wür-

den sie alle kommen. Vor allem die Deutschen und weitere Nationen, die 1924 aus politischen Gründen nicht zugelassen worden waren. Alles in allem kamen schließlich 1928 25 Nationen mit rund 500 Teilnehmern, natürlich nicht eingerechnet die Pfleger, die Trainer und die Masseure und die unumgänglichen Offiziellen, nach St. Moritz.

Nur einige wenige St. Moritzer hatten gewisse Bedenken. Sie wußten, daß Olympische Spiele zwar ein Geschäft werden konnten, aber nicht unbedingt werden mußten. Denn bevor die Spiele überhaupt ein Geschäft werden konnten, mußte zuerst viel Geld investiert werden, und daran mangelte es in St. Moritz. Zwar hatte man einige wenige, gute Saisons hinter sich, doch diese paar Jahre hatten nicht genügt, um den Nachholbedarf der Kriegsjahre aufzufüllen. Nun galt es ein Stadion zu bauen und vor allem eine Sprungschanze, denn die Julierschanze, die schon seit mehr als 20 Jahren benützt wurde, genügte nicht mehr.

St. Moritz nannte sich natürlich damals schon Welt-Wintersportplatz und hatte ein Cachet, das demjenigen von heute weit überlegen war. Wenn zu jener Zeit ein Romanautor seinem Helden Exklusivität und Reichtum bescheinigen wollte, dann «schickte» er ihn nach St. Moritz. Aber der Wintersport war damals noch lange nicht das, was er heute ist, und was St. Moritz anging, so kamen zwar



Einmarsch der Schweizer Delegation mit dem Fahnenträger, Hans Eidenbenz, dem Skispringer und Langläufer, der heute in St. Gallen lebt. Olympische Winterspiele 1928.

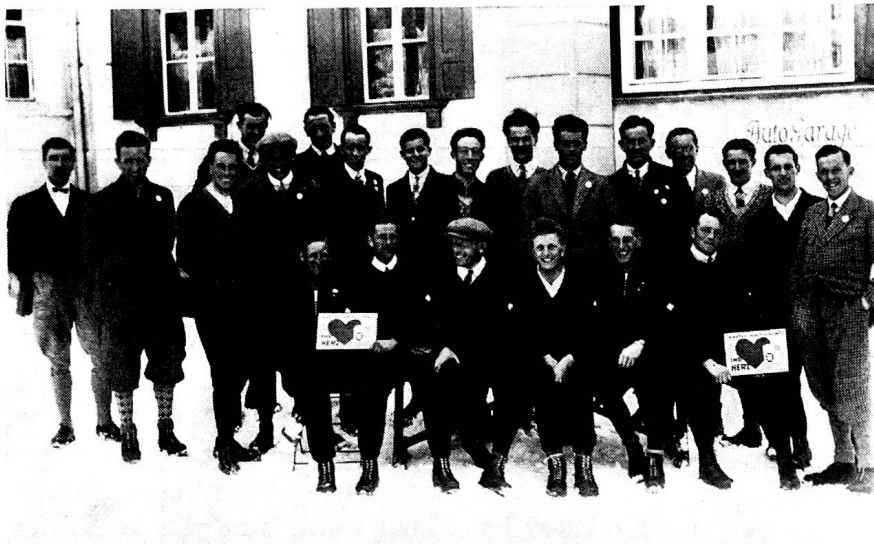


Bild der Winter-Olympia-Teilnehmer 1928. Stehend von links nach rechts: 1. ?, 2. Flury Zogg, 3. Carlo Gourlaouen, 4. Otto Furrer, 5. Fritz Ackermann, 6. David Zogg, 7. Alfons Julen, 8. Bruno Trojani, 9. Sepp Schmid, 10. ?, 11. Hugo Lehner, 12. Josef Peter Aufdenblatten, 13. Hans Eidenbenz, 14. Stefan Lauener, 15. Gérald Vuilemier, 16. Franz Kunz. Sitzen von links nach rechts: 1. Hans Zeier, 2. Robert Wampfler, 3. Fritz Erb, 4. Ernst Feuz, 5. Walter Bussmann, 6. Adolf Rubi.

viele Gäste im Winter, aber nicht nur um Sport zu treiben, sondern vor allem, um sich zu sonnen und eine Minderheit dabei zu beobachten, wie sie in halsbrecherischer Weise die Hügel hinunter sauste, Bob und Skeleton fuhr oder, etwas weniger halsbrecherisch, Figuren auf dem Eis zog.

Eine nette Geschichte darf hier eingefügt werden. Sie wurde mir einmal von Martin Maier, einem Wiener Journalisten, erzählt, und sie gibt so richtig Aufschluß darüber, wie die kleine Welt in den Großstädten St. Moritz zu jener Zeit betrachtete: In Wien hatte sich ein

Bankdefraudant vor Gericht zu verantworten. Er hatte Geld unterschlagen, und in seiner Verteidigungsrede tauchte der Name St. Moritz auf: «Ich bedaure tief, daß ich mich zu der Veruntreuung hinreißen ließ. Ich werde versuchen, den Schaden zu ersetzen, das will ich ehrlich. Ich bin leider schwach geworden, doch ich wollte einmal in meinem Leben die große Welt sehen. Einmal in St. Moritz sein. Ich habe mir aus diesem Geld Kleider und Ausrüstung gekauft, um St. Moritz keine Schande zu machen.» Dieser Buchhalter erhielt 3 Jahre Gefängnis. Er soll, so hieß es später, trotz al-

lem immer wieder von St. Moritz geschwärmt haben. So weit ging die Faszination von St. Moritz am See in der Sonne, und St. Moritz wurde nicht selten als der Grenzzort zwischen reich und arm, zwischen hoch und niedrig, zwischen Adel und Kleinbürgertum bezeichnet.

St. Moritz 1928 war an einigen Tagen während der Spiele eine wahre Wetterhölle. In den Organisationskomitees wurde mit einer an Aufopferung grenzenden Hingabe gearbeitet, und speziell die Gemeinde und der Kurverein St. Moritz scheuten vor keinen Kosten zurück, um eine Garantie dafür zu erhalten, daß die Spiele wirklich in würdigem Rahmen durchgeführt werden konnten. Dabei wurde die Sache den St. Moritzern wahrlich nicht leicht gemacht. Lange vor dem Beginn der Spiele waren viele Widerwärtigkeiten zu überwinden. Schon der Schanzenbau verschlang $\frac{1}{4}$ Million, und auch sonst kostete die Vorbereitung der Veranstaltung eine Riesensumme. Später kamen die Unterkunftssorgen. Es ist auch für einen Ort vom Range des Weltkurortes St. Moritz keine Kleinigkeit, über den normalen Betrieb hinaus mehr als tausend Wettkämpfer, Offizielle und Presseleute zum Teil für mehrere Wochen zu beherbergen. Als schließlich die Sache zu klappen schien, als alles aufs beste vorbereitet, organisatorisch bis ins kleinste Detail ausgetüftelt war, da meldete sich das Tauwetter als neuer Spielver-



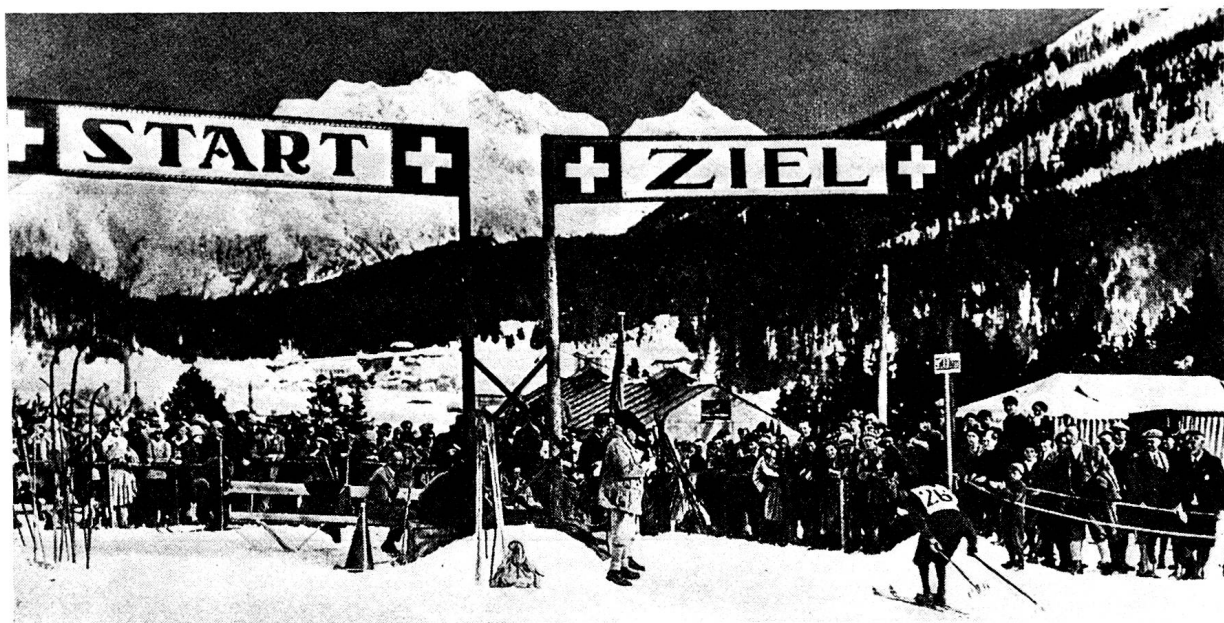
Bundespräsident Schulthess rechts, Prinzgemahl von Holland links.

Olympische Winterspiele 1928

derber und warf alle noch so vorsichtig angestellten Berechnungen, alle mit minutiöser Genauigkeit ausgearbeiteten Veranstaltungspläne über den Haufen. Natürlich meldeten sich hier auch sofort die Kritiker wieder zum Wort. Sie waren im Unrecht. An einen Wetterumsturz, wie er sich im Verlaufe der Winterspiele ereignete, konnte auch der ärgste St. Moritzer Pessimist nicht denken. Tauwetter und gar Regenfälle hatte man im Oberengadin vorher seit Jahrzehnten im Februar nicht mehr erlebt.



Schwede Hedlund beim 50-km-Skidauerlauf. Olympische Winterspiele 1928.



Der Luzerner Robert Wampfler — 17. Rang mit einem Rückstand von fast 50 Minuten beim 50-km-Dauerlauf — fährt ins Ziel.
Olympische Winterspiele 1928

Eher hätte man ein Erdbeben als diesen ungewöhnlichen Witterungsumschlag voraussehen können. Wer das Glück hatte, die Spiele bis zum Schluß verfolgen zu können und später die vom Glanz der milden Februarsonne bestrahlte Landschaft in allen Richtungen zu durchstreifen, der wird wissen, warum die St. Moritzer die Ausnahme von der Regel just bei der Durchführung der Olympischen Winterspiele zu spüren bekamen. Immerhin, in jenen kritischen Augenblicken, da die Olympischen Winterspiele buchstäblich ins Wasser zu fallen drohten, war es für die Organisatoren schwer, fest zu bleiben, männliche Fassung zu beweisen. Der Schlußerfolg hat sie trotzdem für den Schock entschädigt.

Als die Langläufer für den 50-km-Lauf ihre Skis präparierten, zeigte das Thermometer am Morgen 0°. Während des Rennens stieg es aber immer höher, und im Schatten war es schließlich 8° über Null. Dahin waren die Ruhe und die Zuversicht der meisten Läufer, denn nichts ist einem Langläufer — besonders über 50 km — verhaßter als Tauwetter. Zudem läuft man unter sogenanntem Föhnwind doppelt mühsam. Dazu gesellt sich die Sorge um das richtige Wachs, das im modernen Ski-

rennlauf oft den Ausschlag gegeben hat. Von den 41 Startenden hatten wohl nur die Schweden das Glück gehabt, den katastrophalen Witterungsumschlag vorauszusehen und ihre Skier entsprechend für nassen, schweren Schnee zu wachen. Von St. Moritz-Bad aus folgte die Strecke den nordwestlichen Hängen an den Ufern der Seen, berührte die Orte Champfèr, Silvaplana, Sils-Baselgia und Grevasalvas, bog zur Erreichung der Steigungen in die steilen Bergflanken aus und traf beim 19. km auf Maloja, die erste Verpflegungsstation. Von dort aus stieg es weiter, hoch über den Ufern des Silsersees ausholend, dann am Südufer zurück über Isola gegen Sils, bog nun ins Fextal ein und stieg bis auf 2000 m über Meer, um dann die Läufer in längerer Abfahrt über Alp Prasüras zum Verpflegungsposten Segl-Crastas zu leiten. Beim 40. km südlich Sils-Maria wurde das Haupttal wieder erreicht. Durch stark coupiertes, waldiges Gelände, sich am südlichen Ufer des Silvaplannersees nur wenig von diesem entfernend, Surlej streifend, brachte die gut markierte Piste die Dauerläufer zurück an den Inn und nach einer letzten Steigung unter der Julier-Schanze vorbei zur Suvretta-Haus-Strasse und schließlich ins Ziel bei Salet. Auf die Strecke

Olympische Winterspiele 1928.

Oben von links nach rechts: Dr. Luzi Rüedi, Davos; Heini Meng, Davos; Charli Fasel, Davos; Dr. Fritz Kraatz, Davos; Bibi Torriani, St. Moritz; Arnold Martignoni, St. Moritz; Louis-François Dufour, Gstaad.

Unten von links nach rechts: Albert «Tiger», Geromini, Davos; Toni Morosani, Davos.



waren über 1200 m Steigung verteilt. Bei diesen Wetterverhältnissen waren es unglaubliche Anforderungen, wie sie heute in ähnlichen Läufen nie mehr verlangt wurden. Es war warm wie mitten im Frühling, der Schnee taute, die Sonne brannte erbarmungslos auf die Köpfe, die Läufer aber vollbrachten im Kampfe gegen alle nur erdenklichen Widerwärtigkeiten und Qualen wahre Heldentaten. Elf Mann der gestarteten Elite blieben auf der Strecke. Sieger wurde der Schwede Per Eric Hedlund. Er brauchte jedoch 68 Minuten länger als der Sieger über 50 km 4 Jahre zuvor in Chamonix, und dies wegen der Schwere der Strecke, wegen der großen Steigungen und

nicht zuletzt wegen des Föhneinbruchs. In der Geschichte des Skilanglaufs wird der 50-km-Lauf vom 14. Februar 1928 in St. Moritz auf ewige Zeiten eine besondere Stellung einnehmen. Hunger, Durst, Hitze, Krampf, Ermüdung haben jeden Mann zur Hergabe der letzten Energie gezwungen. Wir Jungen staunten. Wir selbst hatten uns vorgenommen, möglichst die ganze Strecke auch zu laufen, und wir waren 3 Stunden vorher gestartet, doch wir «schenkten» uns das schwerste Stück von Sils hinauf nach Maloja und auf der andern Seite wieder zurück ins Fextal. Erst da, wo die Spur vom Fextal herauskam, beim Verpflegungsposten Segl, stiegen wir wieder ein. Un-

An den Olympischen Spielen 1928 wurde auf der Bobbahn «ventre à terre» gefahren, und zwar mit Fünfer-Mannschaften. 1931 erfolgte dann ein Verbot und eine Umstellung auf das sitzende Fahren, wie es auch heute noch praktiziert wird. Olympische Winterspiele 1928.





Der Schwede Gillis Grafström eroberte die zweite olympische Goldmedaille. Olympische Winterspiele 1928.

ser Eindruck aber ist geblieben; wir haben seither nie mehr ein so schweres Rennen mitbeobachten können.

Auch auf dem Eis ging es nicht viel besser zu. Der 10 000-m-Lauf mußte abgebrochen werden, da unter dem Föhn das Eis schmolz. Der Entscheid hieß: «Das Eis ist für die Fortsetzung des Laufes unannehmbar, und der Schiedsrichter musste die 10 000-m-Strecke als nicht gelaufen, die bisher erzielten Zeiten als ungültig erklären.» Die auf den nächsten Tag

angesetzte Wiederholung des Laufes erwies sich aber, da der folgende Tag wegen Regenwetter verlorenging, als unmöglich.

Schon hieß es in der Welpresse «Winter-Olympiade abgebrochen», «Auszug der Kämpfer aus St. Moritz», doch so weit kam es nicht. Die Sonne kam wieder zurück, so wie es sich gehörte. Inzwischen hatte Sonja Henie die ersten Höhepunkte ihres Lebens erreicht. Sie holte sich die Goldmedaille, und damit war die Ära dieser großen Läuferin, die jahrelang



Sepp Mühlbauer in einem Sprung während den Olympischen Winterspielen 1928.



Beschriftung des Olympia-Steins.

dauern sollte, angebrochen. Begonnen hat aber zu jener Zeit auch die Ära der Eislaufmütter. Nur wer je mit den Schlittschuhkünstlern zu tun hatte, weiß, worum es sich hier handelt. Es gibt keine empfindlichere Person als die Mutter einer Eiskunstläuferin. Sie ist am ehesten vielleicht noch mit dem Besitzer von Rennpferden zu vergleichen, aber nur dann, wenn er wirklich fanatisch und vom Können seiner Vollblüter so überzeugt ist, wie die Mutter einer Eiskunstläuferin von ihrer Tochter und deren Fähigkeiten eingenommen ist.

Die Kanadier waren natürlich im Eishockey, wie immer bisher, überlegen. Noch war es keinem einzigen Europäer gelungen, in einem Eishockey-Match gegen die Nationalmannschaft ein Tor zu erreichen, dies aber sollte nun der Fall sein. Es war ein Bündner, der heute wohlbekannte Davoser Hotelier Toni Morosani, der den Kanadiern im Februar 1928 zum ersten Mal einen Puck in den Kasten schob. Die Kanadier siegten diesmal vor Schweden und der Schweiz, doch der Abstand

war kleiner geworden. Die Schweiz unterlag um 20 Tore weniger als 4 Jahre zuvor in ChamoniX.

«Erstlinge» gab es aber auch auf der Sprungschanze. Erstmals gelang einem Mitteleuropäer der Einbruch in die bisher geschlossene Phalanx der skandinavischen Springer. An der Spitze standen die Spezialspringer Alf Anderson und der 17jährige Sigmund Ruud, der später noch manchen Erfolg in der Schweiz holte und heute noch ein großer Freund unseres Landes ist. Als dritter aber kam schon ein Tschechoslowake, und zwar Rudolf Purkert. Die Sprunglängen auf der Olympia-Schanze waren enttäuschend, denn im Training war bedeutend weiter gehoppt worden. Die Wetterverhältnisse aber ließen größere Längen einfach nicht zu. Wer herbeigeeilt war, um etwas ganz Außerordentliches zu erleben in dem Sinne, daß alle bisherigen Sprunglängen überboten würden, mußte enttäuscht von dannen ziehen. Aber dem Kenner hatte diese



Olympia-Tafeln beim Rathaus.

zweite Olympische Skisprung-Konkurrenz doch großartige sportliche Leistungen geboten. Zwei Sachen wurden dabei offenbar:

1. dass die Norweger wohl noch die besten Skispringer der Welt waren und
2. daß seit den denkwürdigen Tagen von Chamonix auch die Vertreter aus Mitteleuropa viel gelernt hatten und auf dem besten Wege zu sein schienen, den Norwegern und Schweden die Führung im Sprunglauf gelegentlich einmal streitig zu machen, aber es sollte noch lange dauern bis es so weit war.

Erst im Frühling 1977 gelang es mir, Klarheit über das damalige Springer-Debakel (vor allem der Schweizer) zu verschaffen, als ich zufällig wieder einmal meine heute um ein halbes Jahrhundert älteren Freunde, Sepp Mühlbauer und kurz darauf Sigmund Ruud, antraf. Am besten lasse ich hier im Wortlaut folgen, was sie mir bestätigten:

Die Schweizerische Skinationalmannschaft hatte schon Ende 1927 ihre «Zelte» im Hotel Central in St. Moritz-Bad, einem Haus, das Ende der 40er Jahre einem Neubau zu weichen hatte, aufgeschlagen. Die Langläufer trainierten im Stazerwald von Pontresina bis hinauf nach Maloja. Die Springer sah man zu Beginn des Winters vorwiegend auf der alten Julierschanze, doch hatten sie sich schon früh eigenhändig zum Sondertraining von Absprung, Vorlage und Landung eine kleine Looping-Schanze im sogenannten Lavinér Grand, am Fuß des Piz Rosatsch gebaut.

Als man später, Mitte Januar, auf die Olympia-Schanze übersiedelte und auch die Skandinavier mit dabei waren, zeigte sich zum Schrecken der Nordländer, daß die Schweizer weiter und schöner und mit grösserer Vorlage sprangen und eine tüchtige Bresche in die Phalanx der bisher sieggewohnten Nordländer schlugen. Die Schweizer, und unter ihnen besonders der in Lausanne wohnende St. Moritzer Sepp Mühlbauer, galten als Top-Favoriten. Die Norweger, bisher absolut ungefährdete Spitze im Skisprung, fanden bald heraus, daß die Schweizer, vor allem Dank grösserer Anlaufgeschwindigkeiten, weitersprangen.

Das Pech wollte es nun, daß für die Sprungkonkurrenz, dem großen Abschlußfest der Olympischen Spiele, ein Norweger zum Startchef bestimmt wurde.

Als die Trainingssprünge der Schweizer größere Weiten ergaben, als jene der Norweger, verkürzte dieser Starterchef kurzentschlossen und aus eigener Kompetenz, kurz bevor der erste Konkurrent starten sollte, den Anlauf, indem er ein Seil spannte. Außer den Skandinavien protestierten alle anwesenden Nationenvertreter und verweigerten den Start. Das Publikum war bereits aufmarschiert, die Musik spielte einen Marsch nach dem andern, um die Zeit zu überbrücken, doch die Konkurrenz konnte nicht beginnen. Oben im Anlauf wurde gestritten. Ernst Feuz, heute wohl-situierter Direktor einer Großfirma in Zürich, zog sein Taschenmesser, um das gespannte Absperrseil durchzuschneiden. Doch da wurde er zur Seite geschoben, und man begann heftiger zu diskutieren, ja geradezu zu streiten. Das Kampfgericht, das mehrheitlich aus Skandinavien zusammengesetzt war, entschied zu Gunsten des Starters und damit des kurzen Anlaufes. Die Norweger schwangen oben auf, die Schweizer zogen den Kürzeren. Sie, die im Training regelmäßig Sprünge um die 70 Meter herum landeten, kamen nur auf 52—58 Meter Länge. Aber auch der längste gestandene Sprung in der Konkurrenz, von Alf Andersen, Norwegen, wurde nur mit 64 Meter gemessen. Große Enttäuschung überall. Hatten die Springer versagt? Gerade von dieser Veranstaltung hatte man doch soviel erwartet. Man rechnete unbedingt mit Sprüngen gegen die 80-Meter-Marke. Der Norweger Sigmund Ruud, der mit 57½ und 62½ Metern die Silbermedaille gewann, hat uns diese peinlichen Verhandlungen im Schanzenanlauf erst kürzlich bei einer Begegnung bestätigt und beigefügt, daß die norwegischen Zeitungen damals im Anschluß an die Spiele berichteten, Ernst Feuz hätte den norwegischen Starter mit einem Messer bedroht. Sigmund Ruud lachte darüber und erzählte mir die ganze Geschichte, wie sie, die Aktiven, von der lustigen Seite her betrachtet hatten.

Sepp Mühlbauer, wohl der beste Schweizer Skispringer aller Zeiten, mußte sich mit dem siebenten Rang zufrieden geben. Neben ihm war, als einziger Helvetier, nur noch Ernst Feuz klassiert. Die übrigen Schweizer fielen aus.

Der Kampf um kürzere Anläufe einer Skisprung-Konkurrenz aber ging weiter und dauerte noch fast ein halbes Jahrhundert, ja, man darf sagen, daß er auf Skiflug-Schanzen noch heute andauert, zum Teil allerdings mit gegenteiligen Voraussetzungen.

1928 deutete noch nichts darauf hin, welche Stellung Winterolympia einmal einnehmen werde. Es war noch weit entfernt davon, eine Industriemesse der Winterausrüstung und der Sportartikel zu sein. Auch von Modeschau, wie die Olympischen Spiele sie heute bieten, bemerkte man noch nichts. Die Wettkämpfer einer Nation trugen höchstens eine einheitliche Jacke, einen Pullover oder eine Kopfbedeckung. Welche Skimarke oder gar Schuhe einer benützte, davon erfuhren Außenstehende nichts.

Der Einmarsch war wohl geordnet, doch einzig die Militär-Patrouillen, die noch mit von der Partie waren, fielen dank ihrer Uniform auf. Sie galten als die Heroen, denn ihre Leistungen wurden durch die Schwere und Länge des Laufes besonders hoch kotiert. Gestartet wurde auf der Chantarella, der Chef des Eidgenössischen Militär-Departementes persönlich gab den Wettkampf frei. Es war kalt, ein bissiger Wind wehte. Bejubelt traten die neun Vierer-Mannschaften, unter Führung eines Offiziers, an. Die drei Unteroffiziere beziehungsweise Soldaten waren mit Gewehr und leichter Packung (Sturmpackung) ausgerüstet. Vorerst ging es stark ansteigend das Val Suvretta hinauf bis zur Fuorcla Schlattain (2877 m ü. M.). Es folgte eine steile Abfahrt gegen Marguns bis zum Lej Alv da la Corviglia, dann wieder bergauf bis zur Fuorcla Saluver auf 2850 m ü. M., die man nach 11 km erreichte. Nach 1150 m Höhendifferenz in stetiger Abfahrt erreichte man Samedan. Von hier ging's durch das Tal zurück nach St. Moritz-



Olympia-Stein.

Bad. Während die braven Patrouilleure in den rauen Höhen gegen Schneesturm und Kälte im Nebel tapfer kämpften und rund 35 km zurücklegten, sammelte sich im Salet eine gewaltige Menschenmenge, die Zeuge der erbitterten Endkämpfe wurde.

Die Mannschaft der Schweiz galt als Favoritin. Doch so sehr das Team unter Oberleutnant Kunz auch kämpfte, reichte es ihm nur zur Bronze-Medaille, hinter Norwegen und Finnland, mit knapp 5 Minuten Rückstand auf den Sieger, der die Strecke in 3:50:47 hinter sich gebracht hatte. Gefr. Alfons Julen aus Zermatt hatte in der Abfahrt durch die Val Schlattain einen bösen Sturz getan und kam, obwohl ihm Oberleutnant Kunz gleich die Packung abgenommen hatte und sie bis ins

Ziel trug, mit schmerzverzerrtem Gesicht an. Bundespräsident Schultheß hatte im Anschluß an die Eröffnungsansprache des Präsidenten des Schweizerischen Olympischen Komitees (SOC) Hirschi (Vater des späteren Korps-Kommandanten) die Spiele als eröffnet erklärt. Hans Eidenbenz, ein einheimischer Skispringer und mehrfacher schweizerischer Skimeister (heute Inhaber einer Druckerei in St. Gallen), hat den Olympischen Eid, der damals noch sehr viel galt und auch wirklich ehrlich gesprochen werden durfte, verkündet. Kurz darauf kam ein gewaltiger Schneesturm auf, der die vielen Zuschauer auseinandertrieb. Nur spärlich blieben die Gäste zum Eröffnungs-Eishockeyspiel zwischen Österreich und der Schweiz.

Als Bundespräsident Schultheß am 19. Februar die Spiele als abgeschlossen erklärte, konnte er befriedigt feststellen, daß kein Unfall, kein Zwischenfall den Verlauf der zweiten Olympischen Winterspiele, die sich in einer Atmosphäre des Friedens abgewickelt hatten, trübte. Das einzige, das die sportlichen Wettkämpfe und deren Ablauf durcheinander geschüttelt hatte, war das launische Wetter. Die ganze Schweiz war stolz darauf, die Olympischen Spiele würdig gefeiert zu haben. Das Organisations-Talent der St. Moritzer wurde gelobt, gelang es ihnen doch, allen Widerwärtigkeiten zum Trotz die Spiele — wenn auch nicht ganz programmgemäß — zu einem guten Ende zu führen.

Wenn die Zuschauer nicht in den gewünschten Zahlen zu den Spielen erschienen waren, so hatte St. Moritz durch diese Großveranstaltung seinem Namen doch in der ganzen Welt Auftrieb gegeben und sein Image auf ein Niveau gehoben, das auf Jahrzehnte hinaus andauern sollte. Alles kam nach St. Moritz, was einen Namen hatte. Es kamen Könige und Kaiser, es kamen Filmstars, Schlagerkomponisten, Künstler, Politiker und Industriemagnate. St. Moritz wurde als Kulisse, als Hintergrund, als Bühne von zahlreichen Filmen entdeckt. Was man hier vorfand, konnte man in keinem Atelier aufbauen, nicht einmal in Hollywood.

Die Wiederauferstehung

Baron Pierre de Coubertin, der Gründer der Olympischen Spiele, soll einmal den Ausspruch getan haben: «Der Olympische Geist hilft Kriegswunden zu heilen.» Dies mag wohl mit den Ausschlag gegeben haben, daß das IOC im Sommer 1946 beschloß, schon 1948 wieder Olympische Spiele durchzuführen. Nichts lag näher, als St. Moritz mit dem ersten Nachkriegs-Probegalopp zu beauftragen. Hier war man in jedem Fall auf «neutralem» Boden. Es gab allerdings von Anfang an Unannehmlichkeiten. Kein Land traute dem andern. Deutschland wurde nicht zugelassen. Um Österreich entspann sich ein langes Tauziehen. Die Russen waren noch nicht dabei, entsandten hingegen eine Beobachterdelegation, die sich gemeinsam mit andern Ostblockstaat-Vertretern im Hotel Stahlbad einquartierte. Recht bald wurde das Haus denn auch unter den Einheimischen und Wettkämpfern als Hotel «Stalinbad» bezeichnet.

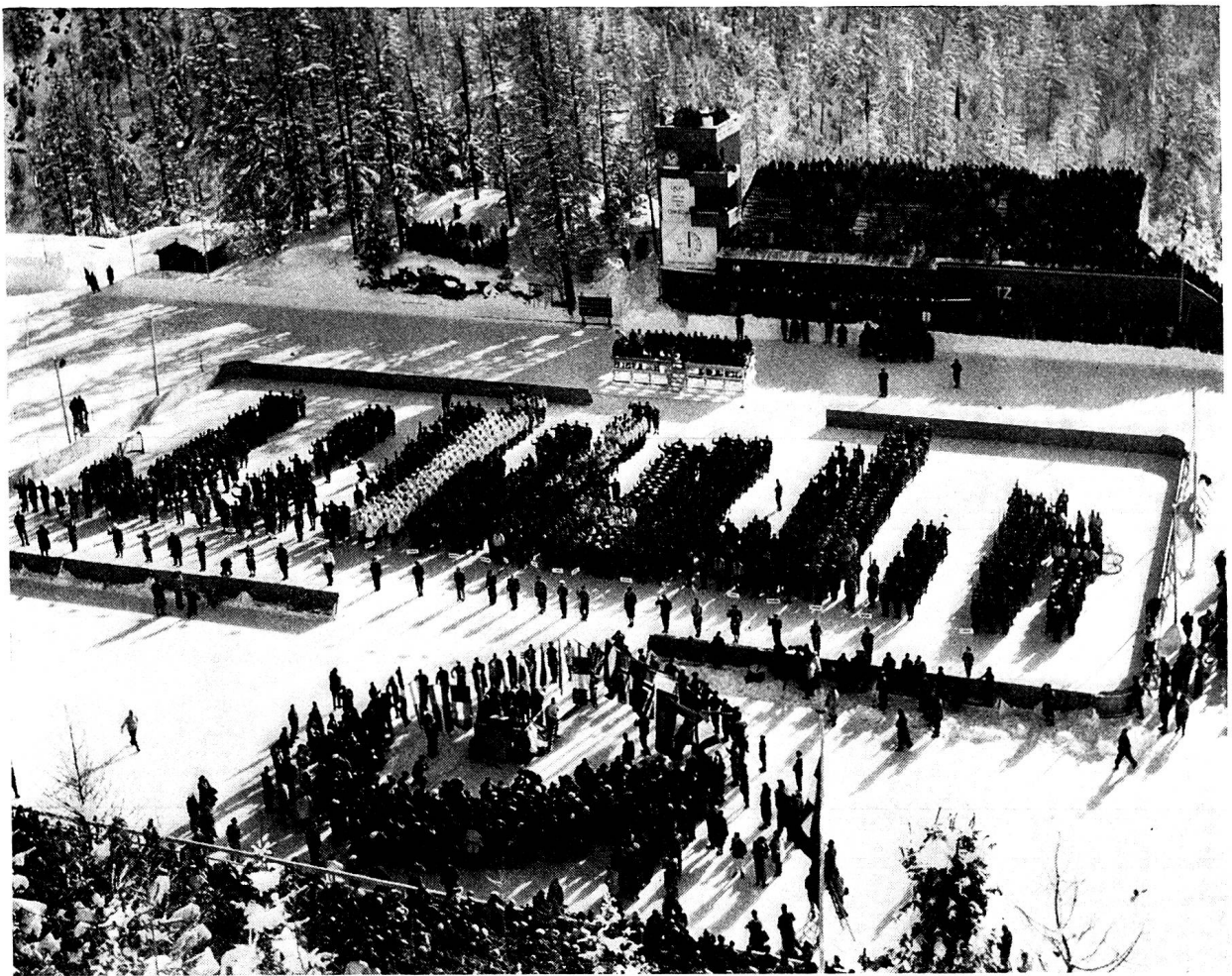
Ein wahres Seilziehen gab es nicht nur auf politischer Ebene, sondern auch zwischen St. Moritz einerseits und dem SOC beziehungsweise dem IOC andererseits. Carl Nater, der äußerst verdiente, langjährige Gemeindepräsident, war, wie schon 20 Jahre zuvor, zum Generalkommissär der Spiele ernannt worden. Sein Verhältnis zu den Spitzen des SOC war recht bald getrübt, denn Nater ging es darum, für St. Moritz bei einem Minimum an Aufwand ein Maximum herauszuholen. Dem SOC lag das Prestige für sich und die Schweiz näher als die St. Moritzer Finanzen, so daß die Gegensätze immer ausgeprägter wurden. Zweimal trat Carl Nater als Generalkommissär zurück. Emil Spieß, der spätere Gemeindepräsident, sowie der Berichterstatter oder Chroniker hatten jeweils zu schlichten. Persönlich stand ich somit zwischen Stühlen und Bänken, ging es doch darum, die Spiele nicht zum Scheitern zu bringen, bevor sie begonnen hatten. Zäh und hart waren die Rededuelle. Es zeigte sich bald, daß wir St. Moritzer auf uns allein angewiesen waren. Die Beziehungen zwischen St. Moritzer Sportexponenten und den internationalen Gremien waren während den

Kriegsjahren fast ganz verlorengegangen. So galt es vorerst wieder Tastversuche vorzunehmen. Schon zwei Tage nach erfolgter Wahl von St. Moritz wurde ich auf die Reise geschickt, um die Fühler auszustrecken. Der erste Schritt galt einem Besuch des damaligen Präsidenten des Internationalen Skiverbandes, dem norwegischen Kronprinzen in Oslo, und dem Präsidenten des IOC, dem greisen Schweden M. J. Sigrid Edström in Stockholm.

Für die Durchführung der einzelnen Disziplinen waren die entsprechenden internationalen Verbände verantwortlich. Ergo wollten sie auch an allen verantwortlichen Posten in St. Moritz ihre eigenen Leute. Ihnen ging es rein um das Sportliche, das Finanzielle spielte überhaupt keine Rolle, dafür hatten sie ja nicht aufzukommen. Unsere Aufgabe hingegen war es, wohl die einwandfreie sportliche Durchführung zu garantieren, andererseits aber auch die Finanzen in tragbarem Rahmen zu behalten. Daß die Meinungen hier gelegentlich aufeinander prallten, kann von der Sache her als normal betrachtet werden. Vorübergehend galt Emil Spieß als Generalkommissär, dann wieder ich, und schließlich gelang es doch, Carl Nater endgültig davon zu überzeugen, daß er diesen Posten behalten müsse, und er hat ihn schließlich einen Tag vor Beginn der Spiele wieder übernommen. Am gleichen Abend ging das «Theater» von neuem los. Jetzt waren die Mitglieder des IOC da, diejenigen des SOC, die Vertreter der Verbände, und jeder wollte etwas anderes. Dazu kam noch, daß ein leidiger Amateurdisput entbrannte, wenn auch nicht aus den gleichen Gründen wie heute. Es ging an und für sich um einen inneramerikanischen Streit, doch St. Moritz wurde beinahe dessen Opfer.

In den USA bestanden seit dem Krieg zwei verschiedene, sich bekämpfende Nationale Olympische Komitees, die durch zwei verschiedene Sportverbände «gemanaged» wurden: die American Amateur Union (AAU) und die American Amateur Association (AAA). Die Olympische Charter hält klar fest, daß pro Nation nur ein einziges Nationales Komitee bestehen beziehungsweise anerkannt werden

darf. Das IOC hatte in Folge des jahrelangen Kriegsgeschehens noch nicht entschieden, welche der beiden Organisationen als Nationales Olympisches Komitee anerkannt und aufgenommen werden konnte. Der St. Moritzer Gemeindepräsident als Generalkommissär der Spiele entschied — nachdem die USA zwei Eishockey-Teams (eines der AAU und eines der AAA) ins Engadin sandte — in Unkenntnis der Hintergründe zugunsten der AAA. Der Zufall wollte es zudem, daß die USA gleichzeitig im Anschluß an die Eröffnungsfeier zum ersten Eishockey-Match gegen die Schweiz anzutreten hatte. Am Vorabend der Spiele entbrannte der Kampf im St. Moritzer Ratsaal. Der Entscheid wurde auf den nächsten Morgen vertagt, weil die Ankunft des schweizerischen Bundespräsidenten Dr. Enrico Celio abgewartet wurde. Weder Carl Nater noch irgend ein anderer der Anwesenden konnte damals wissen, daß ausgerechnet der Vize-Präsident des IOC Avery Brundage erst wenige Tage zuvor zum Präsidenten der einen der beiden Organisationen ernannt worden war. Daß der Gemeindepräsident nun ausgerechnet zugunsten des Gegners von Brundage Stellung nahm, war «Pech». St. Moritz hatte somit aufs falsche Pferd gesetzt. Dies wurde uns durch den später zum Vorsitzenden des IOC gewählten Amerikaner Avery Brundage während seiner ganzen Amtsperiode, also bis 1972, nicht vergessen. Als ich, wenige Monate vor seinem Hinschied, am 9. November 1975 Avery Brundage in Garmisch antraf, hat er mich noch darauf hingewiesen. Gleichzeitig hat er aber auch bemerkt, daß dies nun der Geschichte angehöre und allmählich vergessen werden dürfte. Die Diskussion am Morgen vor der Eröffnungsfeier der St. Moritzer Spiele wurde hitzig. Carl Nater bestand auf seiner Entscheidungsbefugnis. Bereits hatten sich beide USA-Teams für den Einmarsch bereitgestellt, als der Bundespräsident persönlich entschied, daß die Kompetenz eindeutig beim IOC und nicht beim Generalkommissär liege. Das IOC entschied natürlich zugunsten der Brundage-Organisation, gehörte er doch dem IOC damals bereits an, und das andere Team mußte zu-



Olympische Winterspiele 1948 in St. Moritz.

rückgezogen werden. Die Spiele gingen an, und man bemühte sich beiderseits um eine möglichst faire Zusammenarbeit.

Wieder wie 20 Jahre zuvor, aber nie in der Zwischenzeit, folgte nach einem Prachtstag ein böser Wetterumsturz, der das Programm arg durcheinander schüttelte. Jeweils erst am Morgen um 4 Uhr konnte das endgültige Tagesprogramm aufgestellt werden. Was seit 1928 im Februar nicht mehr vorgekommen war, trat wieder ein: es taute, ja es regnete sogar. Man fürchtete das Schlimmste, doch dann kam glücklicherweise wieder der Umschwung zu schönen Tagen und kalten Nächten.

St. Moritz und die Winterspiele wurden schließlich zu dem, wozu sie bei der Vergabe im Sommer 1946 geplant waren: zu einem ersten Treffen der Sportwelt nach dem jahre-

langen Weltringen, zu einem ersten Versuch, die Welt — wenn auch nur jene des Sports — zu versöhnen. 12 Jahre, drei ganze Olympische Perioden statt nur einer, waren seit den letzten Spielen vergangen. Der internationale Sportbetrieb hatte geruht. Die Technik des Skifahrens — so erwartete man — konnte sich gegenüber der Vorkriegszeit wohl nicht geändert haben, denn in diesen Jahren ging's in der Welt ja um die Technik des Überlebens und nicht um Finessen im Sportbetrieb. Und doch zeigte sich in St. Moritz, daß gerade im alpinen Skisport, der erstmals in Olympischen Spielen voll zur Geltung kommen sollte, riesige Fortschritte gemacht worden waren. Die Schweizer triumphierten hier, doch eine kleine Kanadierin mit blonden Zöpfen, unscheinbar und doch schon 29 Jahre alt, schockierte und verblüffte besonders die Vertreter der Alpen-

länder, indem sie ihnen im Slalom die Goldmedaille wegschnappte und dadurch bewies, daß im fernen Kanada die Technik weiter vorangeschritten war als bei uns.

Für die größte Überraschung sorgte der St. Moritzer Edy Reinalter. Gemäß einer Verfügung des Internationalen Olympischen Komitees (schon Mitte der 30er Jahre) galten Skilehrer nicht als waschechte Amateure. Sie verdienten ihren Lebensunterhalt durch den Sport, wenn auch nicht rennmäßig, sondern auf einer ganz andern Basis. Die «Olympischen Götter» machten hier keine Ausnahme. Wenn Edy Reinalter ins Olympia-Kader aufgenommen werden wollte, mußte er seinen Beruf — wenigstens bis nach den Spielen — aufgeben. Ergo stellten wir Edy Reinalter ab Herbst 1946 beim Kurverein für allerlei untergeordnete Büroarbeiten an. Nachdem er seine Lehre als Automechaniker gemacht hatte, waren ihm Büroarbeiten nicht nur fremd, sondern auch nicht besonders sympathisch. Er machte seine Sache jedoch recht und führte sich bald gut ein. Als es um die Selektion für die Spiele ging, wurde er «nur» als Ersatzmann ins Team aufgenommen. Noch am Abend vor dem Slalom stand nicht fest, ob Reinalter oder ein anderer Fahrer eingesetzt würde. Der Entscheid wurde sehr kurzfristig gefällt, selbst seine Mutter wußte nicht, ob er wirklich fahren würde oder nicht, als das Rennen anließ. Im ersten Lauf stand Reinalter mit 67,7 Sek. nur knapp hinter dem Laufsieger Silvio Alvera, Italien, und dem Franzosen James Couttet. Im zweiten Durchgang des Slaloms kam Reinalter mit 62,6 Sek. auf die Bestzeit. James Couttet kam auf 63,3 Sek., und der nächste Franzose, Henry Oreiller, mußte sich mit 64,8 Sek. zufrieden geben. Der Italiener Silvio Alvera war zurückgefallen, er benötigte 65,8 Sek. Damit war Reinalter überlegener Sieger. Ich hatte keine Gelegenheit, am Ziel mit Reinalter zu sprechen, da ich sofort weiter mußte zu der nächsten Veranstaltung. Denn nachdem das Wetter sich gebessert hatte, folgten die Anlässe Schlag auf Schlag. Über die Mittagszeit hat mich Edy Reinalter zu Hause angerufen. Er wußte nicht, daß ich da-

bei gewesen war. Mit weinerlicher Stimme erklärte er mir, daß er den Slalom gewonnen hatte und daß er nun hoffe, auch beruflich besser voranzukommen als bisher. Es gab keine Siegesfeier in St. Moritz. Die Olympiasieger wurden damals noch nicht von Fest zu Fest herumgereicht. In St. Moritz gab's nicht einmal einen kleinen Empfang für Edy Reinalter. Es gab auch keine Posaunenstöße der Skifabrikanten, wie sie heute allgemein Usus geworden sind. Man freute sich über den Sieg. Es wurde vielleicht intern im Familienkreis ein kleines Fest gemacht, das war aber auch alles.

Interessant war der Wettkampf zwischen den einzelnen sogenannten befreundeten Nationen. Es schaute eben doch damals schon jede Nation auf das eigene Prestige. Den Skandinavien machte es nicht viel aus, wenn ein Schweizer gewann. Wenn aber ein anderes skandinavisches Land vor ihnen stand, dann wurden sie fast unerträglich dem Nachbarn gegenüber. So erinnere ich mich an eine Begebenheit, die an den Vorolympischen Spielen in St. Moritz passierte, von der während der Spiele immer wieder gesprochen worden ist. Die norwegische Mannschaft kam zu mir aufs Büro mit großen Protesten. Es ging darum, daß wir in St. Moritz nicht neutral seien. Wir hätten viel mehr schwedische Fahnen gehißt als norwegische; sie hätten auf der ganzen Straße vom Bad zum Dorf nur drei Norweger-Fahnen gefunden, hingegen seien etwa ein Dutzend Schweden-Fahnen, links und rechts der Straße, gehißt worden. Wir stritten dies natürlich ab, wußten aber im Augenblick nicht, worum es ging. An Ort und Stelle mußten wir uns tatsächlich überzeugen lassen, daß die Norweger, aus ihrer Sicht gesehen, recht hatten. Aber auch wir hatten recht, denn es handelte sich bei den vielen sogenannten schwedischen Flaggen nicht um «Schweden»-, sondern um die «St. Moritzer-Flaggen», die eben auch «Gold in Blau» waren und die das selbe Kreuz aufweisen wie die schwedische Fahne. Wir konnten die norwegische Delegationsführung im Augenblick beschwichtigen, mußten aber versprechen, daß wir diese St. Moritzer-Flaggen, die den schwedischen zu ähn-

lich sähen, während den Spielen nicht hissen würden. Wir haben natürlich trotzdem wieder die St. Moritzer-Fahne gehißt, aber nicht mehr die lange Flagge, bei der das Kreuz gar zu sehr dem schwedischen glich. So empfindlich waren Vertreter der Nationen damals schon.

In weiten Kreisen der Welt wurden die Olympischen Winterspiele 1948 als Hotel-Olympiade verschrien. Dies deshalb, weil die Mannschaften in Hotels untergebracht wurden. Anders war es gar nicht möglich. Ein Olympisches Dorf kannte man damals noch nicht, und man dachte auch gar nicht daran, ein solches zu erstellen. Man war sich viel mehr einig darüber, daß die zur Verfügung stehenden Unterkünfte bestens geeignet waren. Auch die Preise waren absolut tragbar und im Rahmen. Es gab praktisch keine Überbordungen. Die Wettkämpfer selber fühlten sich in den Hotels ganz besonders wohl, vor allem jene, die aus Ländern kamen, die bis wenige Jahre vorher noch mitten im Kriegsgeschehen gestanden hatten. Das Organisations-Komitee erhielt verschiedene Vorwürfe technischer Art. Die Lautsprecher krächzten, die Nationalhymnen wurden da und dort beanstandet. Dabei hatte sich die Musikgesellschaft St. Moritz ein ganzes Jahr lang bemüht, sie einzustudieren. Aber man war eben vom Krieg her in jeder Beziehung noch außerordentlich empfindlich.

Empfindlich waren auch die politischen Vertreter. So erinnere ich mich denn noch an die großen Schwierigkeiten, die wir bei der Platzierung für das Eröffnungsbankett der Spiele im Palace Hotel hatten. Auf der einen Seite wurde behauptet, der Vorrang gehöre den Mitgliedern des Internationalen Olympischen Komitees, da es ja um Olympische Spiele ginge. Die Vertreter der einzelnen Nationen — und es waren praktisch die Botschafter aller vertretenen 28 Staaten dabei — fanden, daß ihnen die Ehre gebühre, zuoberst am Tisch zu sitzen, und schließlich war noch das Militär da. Die Militärattachés fast aller vertretenen Nationen waren ebenfalls anwesend. Sie hatten noch ein gewisses Vorrechtsgefühl vom Krieg her. Wir hatten uns im Büro stunden-

lang mit der Tischordnung auseinandergesetzt. Schließlich blieb der Chef du protocole der Eidgenossenschaft als Ausweg. Als er angekommen war, habe ich mit ihm verhandelt. Er fand schließlich das «Ei des Kolumbus», indem er verfügte, daß es kein Bankett im eigentlichen Sinne gäbe, sondern ein kaltes Buffet mit ungezwungener Sitzart. Hier konnte sich niemand beklagen, denn keiner saß an einem Ehrenplatz.

Auf die Olympische Flagge hatte man es immer wieder abgesehen und zum Teil sogar auf das Olympische Feuer. Einmal wurde es ausgelöscht. Die Fahne, die auf dem Stadion-Gebäude gehißt war, ist mehrmals gestohlen worden. Wir dachten am Anfang gar nicht an diese Gefahr und hatten zu wenig Reserven. Aber innerhalb zwei Tagen hatten wir ein halbes Dutzend zum Ersatz bereit. Fast jeden Morgen mußten wir feststellen, daß eine weitere Fahne entwendet worden war.

Nachdem Bibbi Torriani, das schweizerische Eishockey-Idol — ein gebürtiger St. Moritzer, der schon 1928 als junger Spieler mit dabei war — die Schweizerfahne beim Einmarsch zur Eröffnung der Spiele 1948 getragen und auch den Eid stellvertretend für alle Wettkämpfer gesprochen hatte, marschierte am zehnten Wettkampftag zur Abschiedsfeier der St. Moritzer Goldmedaillen-Gewinner Edy Reinalter an der Spitze der sportlichen Gruppen ins voll besetzte Olympia-Stadion ein. Der an zwei Stöcken humpelnde Präsident des Internationalen Olympischen Komitees, M. J. Sigrid Edström, sprach St. Moritz und der ganzen Schweiz den Dank aller Beteiligten aus für die — wie er wörtlich sagte — einwandfreie und vorzügliche Organisation. Dann erlosch das Olympische Feuer, und die Fahne des IOC wurde eingezogen.

Von den 28 beteiligten Nationen erkämpften sich Schweden und Norwegen je 4 goldene, 3 silberne und 3 bronzene Auszeichnungen. Die Schweiz holte sich 3 goldene, 4 silberne und 3 bronzene Medaillen, Österreich erlangte 1 Goldmedaille, 3 silberne und 4 bronzene.

Es ging ein Aufatmen durch den Ort. Man war froh, daß das Ganze doch noch gut herausgekommen war. Man war überzeugt, große sportliche, rein sportliche Spiele hinter sich zu haben. Heute im Rückblick muß man sagen, daß es Spiele ohne Hysterie waren, Spiele ohne Vergötzung der Sieger und auch ohne Verdammnis der Geschlagenen. Zum ersten Mal seit dem Krieg wurden große sportliche Veranstaltungen durchgeführt, die zeigten, daß der Sport eben doch menschenverbindend ist, die gezeigt haben, daß in friedlichem Wettkampf Feind und Freund ehrlich nebeneinander ihr Bestes geben können, daß Menschen, die einander gegenseitig während Jahren mit Waffen bekämpft hatten, wieder in der Lage waren, in sportlichem Wettkampf auf friedlicher Basis miteinander anzutreten.

In St. Moritz blieb vorerst der Kater. Die Saison war im Anschluß an die Spiele wie abgebrochen. Man hatte die schweizerischen Skimeisterschaften auf Ende Februar übernommen, weil kein anderer Ort der Schweiz bereit war, sie durchzuführen. Man sagte sich, St. Moritz hätte ja ohnehin alle Wettkampfpplätze bereit, und es würde dort am billigsten sein, auch noch die Landes-Skimeisterschaften durchzuführen. Wir haben sie auch durchgeführt. Leider aber fast unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Niemand interessierte sich mehr für Wintersport. Alle hatten genug. Man dachte an den Frühling, der so nah war und

der seine ersten Fühler auch im Engadin bereits ausgestreckt hatte.

Allmählich erholte man sich aber wieder, und jetzt begann der Aufschwung. Es zeigte sich, was die Optimisten immer wieder hinausposaunten: es braucht von Zeit zu Zeit eine Bewährung. Es braucht etwas Großes, eine große Tat, um sich selbst zu beweisen. St. Moritz ist durch die Olympischen Spiele 1948, als wohl Radioübertragungen täglich stattfanden, aber bei uns noch nicht an Fernsehen gedacht wurde, weltbekannt geworden. Der Name ging durch alle Erdteile. Vielleicht hatte auch gerade das Unangenehme, das mit den Spielen in Zusammenhang war, mitgeholfen, den Namen in die Welt hinauszutragen. Denn kleine Sensationen bedeuten oft für einen Ort eine durchschlagendere Werbung als Veranstaltungen, die ohne irgendwelche Trübung vonstatten gehen. Die Presse war ja damals schon auf Sensation aus, und selbst wer nicht über Sport berichtete, hat doch über St. Moritz, die schöne Engadiner Landschaft und den Mut des Gemeindepräsidenten, sich in Opposition zum Olympischen Komitee und zum Bundesrat zu stellen, geschrieben.

Die Olympischen Spiele 1948 bedeuteten für St. Moritz einen neuen Start in eine rosigere Zukunft, die volle drei Jahrzehnte angehalten hat und, davon sind wir überzeugt, auch weiterhin anhalten wird.